

CLARA BLAIS

LIARS

ROMAN

ALL

AROUND

ME

PIPER

Clara Blais wurde 1999 im idyllischen Sauerland geboren und lebt seit ihrem Studium in Paderborn. Sie arbeitet dort als Sozialpädagogin und investiert jede freie Sekunde in ihre Buchprojekte. Schon in der Grundschule schrieb Clara in Freundschaftsbücher, dass ihr Traumberuf Autorin sei. Diesen Wunsch hat sie sich seither nie aus dem Kopf geschlagen und veröffentlicht seit 2020 gefühlsbetonte Young- und New Adult, sowie Romantic Suspense Romane. Clara schreibt über Liebe, das Leben und versucht in ihren Büchern Themen eine Plattform zu geben, über die in der Gesellschaft zu wenig gesprochen wird.

Clara Blais

LIARS ALL AROUND ME

Roman

PIPER

Mehr über unsere Autorinnen, Autoren und Bücher:
www.piper.de

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, schreiben Sie uns unter
Nennung des Titels »Liars all around me«
an empfehlungen@piper.de, und wir empfehlen Ihnen
gerne vergleichbare Bücher.

Wir behalten uns eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.



ISBN 978-3-492-50910-7

© 2025 Piper Verlag GmbH, Georgenstraße 4,
80799 München, www.piper.de

Für einen direkten Kontakt und Fragen
zum Produkt wenden Sie sich bitte an:
info@piper.de

Redaktion: Michaela Retetzki

Dieses Werk wurde vermittelt von der Literaturagentur Sinnhöfer.

Satz auf Grundlage eines CSS-Layouts
von digital publishing competence (München)
mit abavo vlow (Buchloe)

Covergestaltung: www.buerosued.de

Druck und Bindung: CPI Books GmbH, Leck
Printed in the EU

PLAYLIST

Genesis – Grimes
brutal – Olivia Rodrigo
Little Dark Age – MGMT
Again – Noah Cyrus, XXXTENTACION
Call It What You Want – Taylor Swift
Silverlines – Damiano David, Labrinth
White Lie – The Lumineers
Boys Of Faith – Zach Bryan, Bon Iver
you should see me in a crown – Billie Eilish
All For Us – Labrinth, Zendaya
all the good girls go to hell – Billie Eilish
God Needs The Devil – Jonah Kagen
Drop Dead – Holly Humberstone
Enter One – Sol Seppy
How to disappear – Lana Del Rey
Stay – Hurts
Take My Hand – Matt Berry

Für alle, die der Leuchtturm in jemandes Dunkelheit sind.

KAPITEL 1

Ryle

In jedem Gerücht, das in dieser Stadt über mich kursiert, steckt ein Fünkchen Wahrheit.

Ryle Caldwell soll letztes Jahr in insgesamt fünf Häuser eingebrochen sein.

Es waren sieben, aber wer zählt schon mit?

Er hat den Sommer im Jugendknast verbracht.

Nein, bei meiner Großmutter in Pittsburgh, wo ich Sozialstunden in einer Obdachlosenunterkunft abgeleistet habe. Aber sie hat eine überaus engagierte Gefängniswärterin abgegeben. Ich bin mir sicher, dass jeder Gefangene mehr Freizeit hat als ich in diesen fünf Wochen.

Die Narbe auf seiner Wange hat er sich bei einer Messerstecherei zugezogen.

Wenn man die Scherbe aus der Seitenscheibe unseres einstigen Familienautos als Messer durchgehen ließe, könnte etwas dran sein. Mit dem Unterschied, dass ich zwölf war, auf dem Rücksitz eine alte Ausgabe des *Garfield*-Comics durchgeblättert habe und den Laster nicht einmal kommen sah, der seitlich in uns reinsteuerte.

Die Gerüchte kümmern mich nicht, solange die Personen, die von Bedeutung sind, die Wahrheit kennen.

Doch als Avery Lee-Whitmore vor mir steht, die Arme vor der Brust verschränkt, bin ich mir sicher, heute Morgen den Wecker überhört zu haben und nie aufgewacht zu sein.

»Hast du mich gerade ernsthaft gefragt, ob ich dir eine Waffe besorgen kann?«

Ich kann nichts gegen den amüsierten Unterton in meiner Stimme machen.

Wenn das hier kein Traum ist, dann zumindest ein schlechter Scherz.

Nie im Leben wird mir jemand abkaufen, dass mir die Tochter von Bürgermeisterin Nari Lee-Whitmore auf meinem Heimweg gefolgt ist, um mich darum zu bitten, ihr eine Pistole zu besorgen. Das Mädchen, das so jeden AP-Kurs belegt, den unsere Schule zu bieten hat, um bloß von einer feinen Eliteuniversität angenommen zu werden. Die sich seit dem Freshman-Year in der Schülervertretung engagiert und erst letzte Woche durch die Kurse gewandert ist, um auf einen Workshop für die Förderung der mentalen Gesundheit in der Oberstufe aufmerksam zu machen. Der Lehrerliebling schlechthin, nicht zuletzt, weil ihr Unternehmervater regelmäßig Schecks über das Pult des Direktors wandern lässt und ihre Mutter im Rathaus die Entwicklung der Schule vorantreibt.

Und jetzt steht unsere Vorbildschülerin vor mir – dem vorbestraften Kleinstadtschreck – und sucht meine Hilfe.

»Habe ich etwa Spanisch gesprochen?«, beantwortet Avery meine Nachfrage mit erhobenen Augenbrauen. Sie hat denselben Ausdruck im Gesicht wie ihre Mutter, wenn sie bei Veranstaltungen vorm Rednerpult steht. Reserviert und unnahbar.

Ich habe nie verstanden, wer diese Frau freiwillig zu unserer Bürgermeisterin gewählt hat.

»Vielleicht? Ich bin mir nicht ganz sicher«, beantworte ich ihre kühle Art mit Sarkasmus. Schließlich ist sie diejenige, die etwas von mir will, nicht umgekehrt. Und doch fühle ich mich unter ihrem Blick wie bei einem Vorstellungsgespräch für einen Job, den ich dringend benötige.

Avery presst die Lippen aufeinander, ehe sie erneut die Worte ausspricht: »Ich brauche eine Waffe und habe gehört, dass du eine ohne Registrierung auftreiben kannst.«

Und da ist es: Das nächste Gerücht, das in Harborview die Runde gemacht hat. *Ryle Caldwell kann jedem eine Waffe be-*

sorgen. Das erste, an dem ich nicht einmal ein einziges Prozent Wahrheit festmachen kann.

»Klar doch. Irgendwelche Wünsche? Revolver oder Jagdgewehr? Hast du eine bestimmte Marke im Auge? Eine Glock? Winchester?« Ich versuche, ihren ernsten Blick zu erwidern, scheitere jedoch an der Absurdität dieser Situation und schnaube. »Wozu braucht ein Mädchen wie du eine Waffe?«

»Ein Mädchen wie ich?« Sie kneift die Augen zusammen. »Was meinst du damit?«

Ihre konfrontative Nachfrage bringt mich aus dem Konzept, auch wenn ich weiß, dass sie dadurch dem eigentlichen Thema bloß ausweicht.

»Ist das nicht offensichtlich?«, frage ich mit Blick auf ihr Outfit. Sie sieht aus wie der Hauptcharakter einer dieser High-Society-Serien. Ihr dunkelbraunes welliges Haar wird von einem Haarreif aus ihrem schmalen Gesicht gehalten, und mit den Händen umklammert sie die Riemen ihres Schulrucksacks, der wahrscheinlich von einem Markenlogo wie *Louis Vuitton* oder *Burberry* geschmückt wird. Selbst ihr Duft schreit nach Geld, Erhabenheit und Ansehen.

»Nicht wirklich, nein.« Sie scannt mich auf dieselbe Art, und ich frage mich prompt, was ihr bei meinem Anblick durch den Kopf geht. Dunkle, zerrissene Jeans, von denen ich mir erhofft habe, den Schaden als *mit dem Trend gehen* deklarieren zu können. Ein schwarzer Hoodie mit aufgesetzter Kapuze, um mein hellbraunes Haar vor dem Nieselregen zu schützen. Vermutlich entspreche ich genau der Klischeevorstellung eines Kleinkriminellen. Ein Kerl, der reiche Menschen bestiehlt und nebenbei Waffen vertickt.

»Also? Kannst du es nun?«, fragt sie ungeduldig.

»Selbst wenn ich es könnte, würde ich dir keine besorgen.«

»Oh, du würdest«, schießt sie zurück.

»Ach ja, und was macht dich da so sicher?«

»Ich würde dich bezahlen. Großzügig.«

Die schlagfertige Antwort will mir nicht von den Lippen

gehen. Deutlicher hätte sie den Unterschied zwischen ihr und mir nicht machen können. Sie ist wie ein weiblicher Dagobert Duck, der in der Lage wäre, in Geldscheinen zu baden. Ich freue mich über jeden Dollar, den ich vor dem Waschen in meinen Hosen entdecke.

Ich balle die Hände in der Hoodietasche zu Fäusten. »Ich werde dir keine Waffe besorgen.«

»Du wirst nicht, oder du kannst es nicht?« Einen Moment glaube ich zu sehen, wie ihre Lippen zittern, bevor sie weiter spricht. Als trüge sie eine Maske, die für eine winzige Sekunde verrutscht ist, ehe sie sie wieder zurechtgerückt hat. »Ich habe mit jemandem gesprochen, der felsenfest behauptet, dass du es könntest.«

»Dann ist dieser Jemand ein Lügner und du, offen gesagt, naiver, als ich erwartet habe.«

Avery starrt mich auf eine Art und Weise an, die mir eine Gänsehaut bereitet. Es scheint so viel in ihrem Kopf vorzugehen, doch ihre Augen wirken leer. Sie seufzt leise, als würde sie sich gedanklich dafür zurechtweisen, überhaupt gefragt zu haben.

Etwas mischt sich unter ihren selbstgefälligen Ausdruck.

Enttäuschung? Oder sogar ... Angst?

»Was ist mit deinen Eltern? Haben sie keine?«

»Sie sind Waffengegner.« Ihre Worte werden von einem vorwurfsvollen Ton durchzogen. Offenbar ist sie empört, dass ich überhaupt davon ausgehe, ihre Eltern könnten eine Pistole besitzen. Die feuchten Blätter bleiben an ihren edlen Schuhen kleben, als sie einen Schritt zurücksetzt. Plötzlich wirkt sie unruhig. Die abgeklärte Fassade, die sie zu mimen versucht, bekommt erste Risse.

Abwehrend hebe ich die Hände. »Sorry, ich beschäftige mich selten mit den politischen Ansichten reicher Menschen, die vom wirklichen Leben nicht viel mitbekommen.«

»Vom wirklichen Leben?«, wiederholt Avery. »Wie soll das aussehen? In fremde Häuser einsteigen und sich an dem Eigentum anderer vergreifen?«

Meine Kehle wird eng bei all den Beleidigungen, die sie emporklimmen und die ich nur mit Mühe runterschlucke.

»Du hast keine Ahnung«, presse ich hervor. Sie mag das intelligenteste Mädchen der Schule sein, und doch weiß sie so vieles nicht. Zum Beispiel, wie es ist, den eigenen Vater zum Aufstehen zu überreden, um uns wenigstens einen Mindestlohn für den Monat zu erarbeiten. Schimmelige Stellen vom Toastbrot zu schneiden und mit den Resten die Lunchbox des kleinen Bruders zu befüllen. Die Häuser fremder Menschen nicht nach Diamanten abzusuchen, sondern nach Schuhen, die dem Vater passen könnten, damit er bei seinen Bewerbungsgesprächen nicht gleich heraussticht.

»Vielleicht.« Avery zuckt diplomatisch die Schultern. »Offensichtlich lag ich mit einigen Dingen falsch.«

»Ich hätte erwartet, dass du zu schlau bist, um diesen Tratsch zu glauben.«

Ihr Schweigen ist das einzige Zugeständnis, das Avery Lee-Whitmore jemals über sich bringen wird.

»Na dann.« Sie nickt wie eine Politikerin, die eine offizielle Rede beendet. »Dieses Gespräch hat nie stattgefunden.« Ohne eine weitere Reaktion abzuwarten, marschiert Avery los.

»Sonst was?«, rufe ich ihr hinterher.

Sie bleibt stehen, dreht sich langsam zu mir um. Die Maske ist ihr aus dem Gesicht gefallen, denn anhand ihrer geröteten Wangen erkenne ich klar, was die letzten fünf Minuten in ihr hinterlassen haben. »Sonst nichts. Ich vertraue darauf, dass du das wirkliche Leben gut genug kennst, um zu wissen, dass ich dich nicht ohne Grund nach einer Waffe gefragt habe.«

Damit schlendert sie davon, als würde sie ein Treffen ihres Debattierclubs verlassen. Ich bleibe auf der Stelle stehen, unfähig, mich zu rühren.

Das Vorhaben, eine Waffe mit sich herumzutragen, kann nichts Gutes bedeuten. Hätte ich weiter nachfragen sollen? Doch welchen Nutzen hätte es gehabt? Das Einzige, was Avery von mir gewollt hat, ist eine Waffe. Keine Unterstützung, geschweige denn meine Fürsorge.

Ich sehe ihr nach, bis ihre Gestalt um die Ecke verschwin-

det, und ich bin mir sicher, ein neues Gerücht ins Leben gerufen zu haben.

Ryle Caldwell ist wirklich der verdammte Arsch, für den ihn alle halten.

KAPITEL 2

Eine Woche später – Avery

Ich habe mein Leben im Griff.

Gut, zumindest zu achtzig Prozent der Zeit und nur dann, wenn jemand hinsieht.

Die restlichen zwanzig Prozent sind mir mit Abschluss des letzten Schuljahres verloren gegangen, als ich zum ersten Mal in meinen siebzehn Jahren damit begonnen habe, schlechte Entscheidungen zu treffen.

Aus einem falschen Entschluss wurden zwei, dann fünf, und nun ist die Affirmation, die ich mir täglich vor dem Spiegel aufsage, nichts weiter als ein Beweis für jenes Lügenmärchen, das ich mir und allen anderen vorspiele.

Ich habe mein Leben im Griff.

Die Worte wiederholen sich im Kopf beim Frühstück, das ich in der stillen Anwesenheit meiner Eltern zu mir nehme, und verfolgen mich während des Schulwegs.

Micah hätte mich mit ihrem Auto mitnehmen können, doch wenn ich nicht zu Fuß gehe, erreiche ich nicht die zehntausend Schritte, die mir meine Fitness-App vorschreibt. Schließlich bleibt mir an einem durchschnittlichen Tag an der Harborview High neben dem Wechseln von Kursräumen wenig Zeit für Bewegung. Und ich kann erst schlafen, wenn die »Du hast dein Ziel erreicht«-Benachrichtigung auf dem Display aufleuchtet. In jedem Lebensbereich.

Seit meiner Einschulung hat es keine einzige To-do-Liste gegeben, die ich nicht vor dem Morgengrauen vollständig abgehakt habe.

Alles, was ich tue, hat einen Sinn. Aber mittlerweile habe

ich Grauzonen gefunden, wie beispielsweise den Gang zur Schule, den ich mehr und mehr genieße. Die Blätter rascheln im Septemberwind. Inzwischen wurden sie vom anstehenden Herbst mit orange-braunen Farben bepinselt. Vögel begrüßen den neuen Tag mit ihrem Zwitschern. Für einen Moment verstummt das Mantra, und ich schließe die Augen, atme die frische Luft ein und die verrauchten Gedanken von letzter Nacht aus. Die Schultern lockern sich, der Puls fährt runter. Zumindest bis zu dem Moment, in dem ich in die Gasse einbiege, die mich geradewegs zur Schule führt. Mitschüler schlendern in Grüppchen auf das Backsteingebäude zu, andere fahren ihre Autos auf den Schülerparkplatz oder steigen aus dem Bus, der rechts von mir in der Haltebucht zum Stehen kommt.

Die US-amerikanische Flagge begrüßt mich flatternd am Schulglockenturm. Vor drei Jahren hat Mom Fördergelder erkämpft, um das Innenleben zu modernisieren, aber die Tradition von Harborviews einziger Schule steckt in jedem verwilderten Backstein. Mein Vater hat hier seinen Abschluss absolviert, bevor er nach Yale wechselte. So wie es mir vorbestimmt ist.

Solang ich es schaffe, mein Leben im Griff zu behalten.

»Guten Morgen, Fremde«, ruft eine bekannte Stimme hinter mir, und es dauert nicht lang, bis der dazugehörige Arm um meine Schulter landet. »Ohne dich sind die Fahrten zur Schule nicht dasselbe.«

Micah drückt ihre Wange an meine, und eine ihrer hellblonden Locken kitzelt mich an der Nase. »Das höre ich gern«, erwidere ich mit einem Grinsen.

»Ach ja, und was ist mit mir? Bin ich dir nicht Gesellschaft genug?«, fragt Owen in einem gespielt empörten Ton. Er trägt einen rostroten Kapuzenpulli mit dem Schullogo – Möwen umkreisen die Buchstaben HVH für Harborview High.

»Du hast einen grauenhaften Musikgeschmack«, feixt Micah.

»Bitte? Nur weil ich der Meinung bin, dass man die Spice Girls nicht vor zehn Uhr morgens spielen sollte?«

»Avery hat sich noch nie über meine Nostalgie-Playlist beschwert.« Sie schiebt ihren Autoschlüssel in die Tasche und greift nach ihrem Thermobecher, in dem sich mit Sicherheit eine zuckergetränkte Kaffeemischung befindet.

»Du kannst keine Nostalgie gegenüber einer Zeit empfinden, in der du nicht einmal existiert hast. Das ergibt keinen Sinn. Oder, Avery?«

Wir betreten die Treppe zum Haupteingang.

»Na ja, eigentlich geht das schon. Für dieses Phänomen gibt es sogar einen Begriff. Anemoia oder so ähnlich. Eine Art Sehnsucht nach einer Lebensweise, die wir selbst niemals erlebt haben.«

»Ha! Siehst du!« Mit einem gewinnenden Lächeln hält Micah ihm ihren Zeigefinger vors Gesicht. Owens eisblaue Augen, die er als Reaktion darauf rollt, wirken ein wenig dunkler, als wir die Flure der Schule betreten. Sonnenlicht fällt durch die Bleiglasfenster, die ebenfalls zum historischen Kulturgut der Highschool gehören.

»Kannst du bitte ein Mal auf meiner Seite sein, Avery?«, brummt Owen und stößt mir spielerisch den Ellbogen in den Oberkörper.

»Nicht, wenn es um Micah geht«, säusle ich mit einem unschuldigen Blinzeln und ernte dafür einen herzlichen Schulterknuff meiner Freundin.

Mit einem »Wir sehen uns später« verabschiedet sich Owen, und Micah und ich begeben uns auf den Weg zu unseren Schließfächern, die praktischerweise direkt nebeneinanderliegen. Jedes Mal, wenn ich das Fach öffne, macht mein Herz einen Extrasatz. Hektisch scanne ich den Inhalt und stelle mit einem Aufatmen fest, dass sich seit gestern nichts verändert hat. Bloß die Sporttasche und das Physikbuch, das ich herausnehme und in meinen Rucksack schiebe.

»Hast du noch mal einen erhalten?«, flüstert Micah mir zu.

Ich weite die Augen und blicke mich hektisch nach allen Seiten um, doch unsere Mitschülerinnen und Mitschüler sind zu sehr in ihrem eigenen Trott gefangen, um auf uns zu achten.

»Seit letzter Woche nicht mehr. Das ist gut, oder?«

Sie nickt. »Ich denke schon. Fühlst du dich sicher?«

Ein Schnauben entweicht meinem Mund. »So sicher, wie man sich in so einer Situation eben fühlen kann.«

Micah verzieht die Lippen und senkt den Blick, wobei ihre langen Wimpern Schatten auf die sommersprossigen Wangen werfen. »Tut mir leid, dass das mit diesem Ryle ein Reinfall war. Mason hat wirklich eisern behauptet, dass sein Bruder bei ihm ...«

»Hey.« Ich lege eine Hand auf ihren Oberarm, woraufhin sie wieder aufschaut. »Schon gut. Es war ein Versuch. Und solange er den Mund hält, ist nichts passiert.«

»Ich würde nur so gern mehr tun, weißt du?« Das mitleidige Schimmern will ihre Augen nicht verlassen. »Vielleicht könnte ich am Wochenende bei dir schlafen? Damit du nicht allein bist?«

Vor meinen Augen erscheint eine Excel-Tabelle mit Aufgaben, die ich mir für die nächsten Tage aufgebrummt habe. Unter der Woche war ich mit außerschulischen Aktivitäten zu beschäftigt, um zu lernen. Bis Montag muss ich eine Ausarbeitung der Bürgerrechtsbewegung angefertigt haben, und Mittwoch schreiben wir einen Spanischtest.

Aber ich weiß, dass Micah mir helfen möchte, und es fühlt sich nicht richtig an, ihr abzusagen. Sie ist meine älteste Freundin – die beste, wenn man so will –, und wir haben den ganzen Sommer getrennt voneinander verbracht, weil ihre Stiefmutter sie zu einer Europareise eingeladen hat. Vermutlich tut es gut, mir einen Abend lang vorzuspielen, mein Leben bestünde aus mehr als einer tickenden Uhr und Todesangst, sobald ich das Licht lösche.

»Das wäre schön.«

Ihre Wangen werfen Grübchen, als sie lächelt. »Super. Wie wäre es mit einem Marvel-Marathon?«

»Könnte mir nichts Schöneres vorstellen«, sage ich und kann den ironischen Unterton nicht verhindern, der meine Worte begleitet. Schließlich habe ich jeden einzelnen Superheldenfilm mindestens dreimal mit ihr ansehen müssen.

Wir schließen unsere Schließfächer, bereit, uns auf den

Weg ins Physiklabor zu machen, als der Schulgong plötzlich ertönt und uns innehalten lässt. Das Räuspern des Schuldirektors hallt gespenstisch durch die Flure.

»Wir bitten alle Schülerinnen und Schüler der elften und zwölften Klasse in die Aula. Begeben Sie sich auf direktem Weg dorthin.«

Seine Stimme verklingt und hinterlässt eine fünfsekündige Stille, bevor alle anfangen, aufgeregt durcheinanderzureden. Ich wende mich Micah zu, die mich bloß mit einem »Was zur Hölle?«-Blick betrachtet, bevor sie mich am Arm greift und durch die Menge in Richtung Aula schleift.

Sie ist aufgebaut wie ein Hörsaal mit stufenartigen Sitzen, die deutlich unbequemer sind, als sie auf den ersten Blick aussehen. Von unten scannen wir den Raum nach unseren Freunden ab und setzen uns in Bewegung, als wir Owen und Alec entdecken. Da die Plätze neben ihnen belegt sind, lassen wir uns in der Reihe vor den beiden nieder und drehen die Köpfe zu ihnen um.

»Habt ihr eine Ahnung, worum es gehen könnte?«, frage ich beunruhigt.

Alec zuckt bloß die Schultern und tippt auf seinem iPhone herum. »Vielleicht geht es um den Herbstball oder irgendetwas Uninteressantes?«

»Aber wieso sollten sie uns so spontan zusammenrufen? Das hätten sie doch vorher angekündigt, oder nicht?« Alec ist seit diesem Schuljahr ebenfalls in der Schülervertretung aktiv, allerdings vermute ich, dass es ihm eher um den Vermerk auf seinem Zeugnis geht als um das Engagement für unsere Mitschülerinnen und Mitschüler. Er hat an vier Treffen unentschuldigt gefehlt, weswegen ich mir eine spontane Ausrede ausdenken musste, um ihn nicht hängen zu lassen.

»Vielleicht wurde wieder eingebrochen«, mutmaßt Owen. »Was auch immer es ist, sie ersparen uns damit die erste Stunde Unterricht. Wir sollten dankbar sein.« Er gähnt und streckt die Arme über den Kopf.

Mit einem schweren Gefühl auf der Brust lasse ich den Blick durch den Raum wandern. Ich höre Freundesgruppen,

die Pläne für ihr Wochenende schmieden, Gelächter, Belanglosigkeiten. Außer mir scheint sich niemand zu sorgen, ob etwas passiert sein könnte, und ich beschließe, mich ihrer Gleichgültigkeit anzuschließen.

Ich habe mein Leben im Griff.

Eine Gruppe Mädchen betritt den Raum und stellt misstrauisch fest, dass es keine drei Plätze in einer Reihe nebeneinander gibt. Doch Moment – drei? Die Konstellation aus Abigail, Charlene, Delia und Sheila ist seit der fünften Klasse beständig. Kein Umzug, keine Streiterei hat die Freundesgruppe je auseinandergebracht. Doch heute ist sie unvollständig.

»Wo ist Sheila?«, frage ich an meine Freunde gewandt.

»Sheila?« Owen sieht sich um. »Keine Ahnung. Hab sie heute noch nicht gesehen.«

»Sie ist nicht bei ihren Freundinnen«, spreche ich meine Beobachtung laut aus.

»Vielleicht ist sie krank«, wirft Alec ein. »Wen juckt's? Oder brauchst du ihre Gegenwart, damit dein Gehirn arbeitet?«

»Reg dich ab. Es war nur eine Frage.« Und ich bereue schon jetzt, sie ausgesprochen zu haben.

»Wer hätte gedacht, dass meine Lieblingscousine dir eines Tages mal fehlen wird?« Micahs schiefes Grinsen beweist, dass sie mich aufzieht, doch ich kann nichts gegen den entnervten Laut tun, der meine Lippen verlässt.

»Sie fehlt mir nicht. Es ist mir bloß aufgefallen, dass sie nicht da ist.«

Seit Beginn der Highschool ist Sheila Parker meine größte Konkurrentin um den Titel der Jahrgangsbesten. Im ersten Jahr hat sie mich mit einem Punkt übertrumpft, das Schuljahr darauf ich sie mit zwei. Sie hat ihre Stärken dort, wo ich meine Schwächen verberge, und umgekehrt. Sie engagiert sich auf sportlich-kultureller Ebene, ich habe den sozialpolitischen Weg gewählt. All die Jahre war Sheila alles, was ich verabscheute. Sie schrieb fehlerfreie Prüfungen, obwohl sie das Wochenende durchfeierte, war die Beste im Kurs, auch wenn sie ihre Abgaben immer in letzter Sekunde erledigte.

Das, wofür ich mir den Arsch abarbeite, scheint ihr leicht

von der Hand zu gehen. Aber sie ist mein größter Antrieb. Der Grund, noch mal hundert Prozent zu geben, in Zeiten, in denen ich glaube, nicht einmal mehr zehn übrig zu haben.

Sheila und ich können nicht miteinander, doch auf irgendeine Art nicht ohneeinander. Und offenbar ist sie mir über den Sommer wichtig genug geworden, um in einem brechend vollen Raum zu bemerken, dass sie nicht anwesend ist. Doch würde ich das jemals laut aussprechen, wäre Micah diejenige, die den ersten Stein wirft. Letztlich halten sie den Konkurrenzkampf, den Sheila und ich in der Schule führen, in ihrer Familie ab.

Mit einem Seufzen werfe ich einen Blick zum Rednerpult auf der kleinen Bühne der Aula. Direktor Sinclair ist noch immer nicht anwesend, doch der Saal platzt aus allen Nähten. Mit jeder Sekunde, die wir wartend herumsitzen, kehrt die Unruhe in meine Glieder zurück und lässt mich hibbelig werden.

»Er sieht dich an«, zischt Micah mir ins Ohr.

»Wer?«

»Ryle Caldwell.« Sie nickt unauffällig runter zum Eingang, wo einige Schüler stehen, da die Sitzplätze ausgehen. Ryle ist offenbar einer von ihnen. Er lehnt mit dem Rücken an der Wand, direkt gegenüber von uns. Und hat damit eine perfekte Sicht auf alles, was ich tue. Klasse.

»Schenk ihm einfach keine Beachtung«, raune ich, dabei fällt es mir selbst schwer, so zu tun, als wäre der Blick seiner grünen Augen nicht damit beschäftigt, sich durch meine Schädeldecke zu bohren. Eine Woche ist seit unserem Gespräch vergangen, und doch zucke ich immer zusammen, wenn er mir über den Weg läuft.

Ein Teil von mir rechnet fest damit, dass er laut durch die Schulflure »Avery Lee-Whitmore wollte eine Waffe von mir haben« schreit, doch nichts davon ist bislang Realität geworden. Ich weiß, wie töricht es war, ihn um diesen Gefallen zu bitten, aber er war meine einzige Hoffnung. Jetzt bleibt mir nur die Gewissheit, dass der letzte Drohbrief mehrere Tage her ist. Vielleicht ist das der Schlusstrich. Das Spielchen hat ein Ende. Ganz sicher ist es so.

Oder?

Ein erlöstes »Endlich« verlässt meine Lippen, als Direktor Sinclair in Begleitung der Schulsekretärin den Raum betritt und sich vor dem Mikrofon des Pults positioniert. Die Lautsprecher knistern, als er seine Hand vor das Mikro hält und Mrs Drew etwas zuflüstert. Die Lichter spiegeln sich auf seiner kahlen Kopfhaut, und ich entdecke rote Flecken, die sich von seinem Hals bis zu seiner Stirn ausbreiten.

Die Tontechnik trägt sein Räuspern durch den Raum, und alle verstummen. Das Stimmengewirr erlischt in eine unheimliche Stille, denn unserem Schuldirektor scheinen die Worte nicht über die Lippen kommen zu wollen. Verloren steht er vor seinem Pult und klammert sich an dem Holz fest, nicht fähig, in die Menge zu sehen.

Mein Herz verkrampft sich bei seinem Anblick. Es hatte schon immer ein eigenes Katastrophenradar.

»Vielen Dank, dass Sie alle hergekommen sind.« Tiefes Durchatmen. »Uns wurden heute Morgen Informationen überbracht, von denen wir mit aller Macht vermeiden wollen, dass Sie sie aus den Medien erfahren.«

Micah bohrt ihre Finger in meinen Unterarm. Offenbar hat die Panik nun auch sie eingenommen.

»Am frühen Morgen wurde am Leuchtturm die Leiche einer unserer Schülerinnen gefunden.« Es ist das erste Mal, dass er aufblickt. »Den Ermittlungen zufolge handelt es sich um Sheila Parker.«

Die Stille, die auf seine Verkündung folgt, ist erdrückender, als jeder Knall es sein könnte. Es ist die Ruhe vor dem Sturm, wie ich kurz darauf erfahre, als eine Stimme zwei Reihen unter mir ruft: »O mein Gott!« Alle Köpfe wenden sich in Richtung des Mädchens, das ihr Handy in den Händen hält und wie schockgefroren auf den Bildschirm starrt. »Stimmt es, dass sie erschossen wurde?«

Ich erkenne auf ihrem Display vage ein Foto, das den Leuchtturm bei Morgendämmerung zeigt.

Die hohen Decken des Saals lassen die aufgebrachten Stimmen der gesamten Schülerschaft in doppelter Ausführung

durch den Raum schallen. Wäre ich dazu in der Lage, mich zu rühren, würde ich mir die Ohren zuhalten.

»Bitte bewahren Sie Ruhe.« Direktor Sinclair hebt beschwichtigend die Hände, doch er kann sich nicht gegen das Stimmengewirr durchsetzen. Schweißperlen rinnen ihm über das gerötete Gesicht. »Ruhe!« Sein Schreien beschert ihm endlich die Aufmerksamkeit, die ihm zuvor verwehrt blieb. »Die Polizei steckt bereits in den Ermittlungen. Sie müssen sich keine Sorgen um Ihr Wohlergehen machen. Für Ihre Sicherheit wird von allen Seiten gesorgt.«

Ein Piepen legt sich über meine Ohren. Eines, das ich in den Momenten der Panik schon zu gut kennengelernt habe. Der Schock greift wie eine Schlinge um meine Kehle und zieht, bis mir der Atem fehlt. Ich dränge die Trauer von mir und halte mich an die Fakten.

Sheila Parker ist tot aufgefunden worden. Erschossen.

Micahs Fingernägel dürften tiefe Spuren hinterlassen, so fest bohrt sie sie in meine Haut. Doch ich bemerke sie kaum.

Das Einzige, wozu ich instinktiv in der Lage bin, ist, in Ryles Richtung zu schauen, der mich ansieht, als hätte er das Verbrechen längst gelöst.

Er hat die Schuldige gefunden.

KAPITEL 3

Ryle

Ein Schreien geht durch den Saal. Eines der Sorte, bei der sich mir die Armhaare aufstellen.

»Nein! Nein, das ist nicht wahr«, schluchzt ein Mädchen, das in der Menge auf den Treppenstufen sitzt. »Sheila kann doch nicht so einfach ... Sie kann nicht ...« Der Rest des Satzes wird von ihren Tränen fortgespült. Eine Lehrerin stürmt aus dem Flur herein zu der Gruppe Mädchen, die ich als Sheilas engste Freundinnen ausmache. Sie fasst sie an den Schultern und führt sie aus der Aula.

»Heute wird kein gewöhnlicher Unterricht stattfinden, aber die Lehrkräfte sind für Sie da. Es ist Ihnen überlassen, ob Sie bleiben oder nach Hause gehen. Die Kirche stellt uns Seelsorger zur Verfügung, an die Sie sich wenden können.« Mr Sinclairs Stimme klingt kehlig. Er rattert die Informationen runter, bevor er sich für die Aufmerksamkeit bedankt und das Rednerpult verlässt.

Der Schock muss sich bei den meisten gelegt haben, denn jetzt ertönen Klänge der Trauer und Verzweiflung aus jeder Ecke.

»Ist das wahr?«, fragt eine Elftklässlerin ihren Freund und lehnt die Stirn an seine Schulter.

»So was gibt es doch nur in Filmen«, zischt jemand aus der Menge.

Ich sehe wieder zu Avery, in deren Gesicht sich noch immer nichts rührt. Weder Leid noch Freude. Sie wirkt wie aus Stein, bis sie auf ihren Arm herabsieht, der von ihrer Freundin umklammert wird, als wäre er ihr Rettungsring. Avery

schüttelt sich aus ihrer Trance und zieht das Mädchen an sich, das jetzt ebenfalls in Tränen ausbricht.

»Ach du Scheiße«, zischt Jamal neben mir und lockert den obersten Knopf seines Hemdes, als wäre es dabei, ihn zu erwürgen. »Können wir ... rausgehen? Ich brauche etwas Luft.«

Ich nicke schnell. »Klar.«

Wir schieben uns an Grüppchen vorbei, die beisammenstehen, und versuchen, die Informationen zu verarbeiten.

Sheila Parker wurde tot am Leuchtturm aufgefunden. Mit einer Schusswunde. Eine Woche nachdem mich Avery Lee-Whitmore darum gebeten hat, ihr eine Waffe zu besorgen. So viel Zufall kann es nicht geben.

Es ist kein Geheimnis, dass sich Sheila und Avery nicht leiden konnten. Jamal hatte im letzten Jahr einen Kurs mit den beiden belegt und sich regelmäßig darüber amüsiert, wie sie sich in Diskussionen angefahren haben. Ich muss Avery nicht kennen, um zu bemerken, wie wichtig es ihr ist, die Beste zu sein.

Aber ist das Grund genug, jemanden zu töten?

Im Flur ist die Luft kühler, die Umgebung ruhiger. Jamal stützt sich mit den Händen an der Wand ab und atmet kontrolliert. Ich lege ihm meine auf die Schulter und frage: »Alles okay?«

Er nickt mit geschlossenen Augen. »Ja. Du weißt ja, wie ich auf solche Nachrichten reagiere. Die Bilder in meinem Kopf sind ... krass.«

Ich erinnere mich an den Horror-Slasher, zu dem ich Jamal überredet habe, als wir fünfzehn waren. Nach der ersten blutigen Szene ist mein Freund aufgesprungen, um aus dem Raum zu flüchten, und ist währenddessen ohnmächtig geworden. Seitdem vermeidet Jamal alles, was in irgendeiner Weise grausam ist. Er hört keine True-Crime-Podcasts, schaltet bei den »Für Zuschauer mit schwachen Nerven nicht geeignet«-Warnungen direkt ab und sieht sich nur Nachrichten mit dem Daumen auf dem Ausschaltknopf der Fernbedienung an. Von meinem Unfall habe ich ihm bis heute nichts erzählt.

»Setz dich hin, ich besorge dir eine Cola.«

»Danke.« Jamal folgt der Anweisung, und ich mache mich auf den Weg zum Getränkeautomaten im Neubau. Dafür muss ich einmal den Innenhof überqueren, der mit Herbstlaub übersät ist. Mr Lawrence, unser Hausmeister, ist dabei, es zu einem Haufen zu fegen.

»Ich bin heute früh am Hafen entlanggejoggt und dem Blaulicht gefolgt. Da habe ich sie gesehen«, erklingt die piepsige Stimme eines Mädchens, das neben dem Ahornbaum kauert. Er ist der Mittelpunkt des Schulhofs und so riesig, dass hinter seinem Stamm schon etliche Deals unbemerkt über die Bühne gegangen sind. Aber die Gruppe Freshmen erkenne ich genau. Sie umringen das rothaarige Mädchen, das auf einer der Wurzeln kauert und in ihre Handflächen schluchzt. »Kurz bevor sie sie in einen Leichensack gepackt haben. Sie hatte eine große Wunde, ungefähr hier.« Sie deutet an ihre Stirn oberhalb ihrer rechten Augenbraue. »Wie soll ich dieses Bild je wieder loswerden?« Eine neue Ladung Tränen lässt ihren Körper erbeben, und ihre Freunde kauern sich mit gemurmelten Worten zu ihr auf den Boden.

Ich betrete das Gebäude und stecke Kleingeld, von dem ich weiß, dass es unserer Haushaltskasse an irgendeiner Stelle fehlen wird, in den Automaten. Doch ich ignoriere den Gedanken und kehre mit einer Coladose in der Hand zu Jamal zurück.

Er nimmt sie mit einem »Danke, Mann« entgegen und öffnet sie.

Mittlerweile sind die Flure voller geworden. Überall verteilen sich Gruppen, die sich gegenseitig Trost spenden oder spekulieren, ob es Suizid war oder nicht und was Sheila Parker zu dieser Tat gebracht haben könnte.

»Vielleicht hat sie in Biologie bloß ein B bekommen«, höre ich einen Kerl mit einer Cap von den Portland Sea Dogs sagen. Er lacht über seinen eigenen Witz und wird kurz darauf von dem Mädchen neben ihm mit einem Hieb in die Seite zu rechtgewiesen.

»Hör auf damit, Trevor! Darüber macht man keine Späße.«

Ich schnaube leise und lasse mich zu Jamal auf den Boden sinken. Er nippt an seinem Getränk und starrt an die gegenüberliegende Wand. Seine Augen schimmern wässrig. Offenbar nimmt ihn das Ereignis mit, obwohl er Sheila nicht sonderlich gut gekannt hat.

»Schon gruselig, dass so etwas in Harborview passiert.«

»Solche Dinge passieren in jeder Stadt.« Ich frage mich, wie viele Schussverletzungen meine Mutter in ihrer Zeit als Notfallsanitäterin mitbekommen hat.

»Denkst du auch, sie hat sich das selbst angetan?«

»Schon möglich«, erwidere ich, da ich ahne, dass es die Antwort ist, die Jamal hören möchte. Niemand will sich an den Gedanken heranwagen, dass ein Mörder in Harborview sein Unwesen treibt.

Doch bei der Vorstellung, Sheila Parker hätte sich selbst eine Kugel in den Kopf gejagt, blinkt in meinem Gehirn eine rote Fehlermeldung auf. Mir ist klar, dass man jemandem unsichtbare Krankheiten wie Depressionen nicht zwangsläufig anmerken muss. Aber Sheila? Es gab keinen Tag, an dem ich im Schulgebäude nicht mindestens einmal von ihrem perlenweißen Strahlen geblendet wurde, wenn sie ihre Cheerleader-Gruppe anleitete, Flyer für das Veranstaltungskomitee verteilte oder Hand in Hand mit ihrem Freund Dylan durch die Flure spazierte. Ich hatte immer den Eindruck, dieses Lächeln wäre in ihrem Gesicht festgewachsen. Und warum sollte Sheila für ihren Suizid einen öffentlichen Ort wie den Leuchtturm wählen? Dem touristischen Aushängeschild der Stadt. Um eine letzte große Show zu veranstalten?

Als Antwort erscheint Averys Gesicht vor meinem inneren Auge. Wie sie erstarrte, als Sheilas Name fiel, und dann intuitiv zu mir sah. Wie ein unausgesprochenes Schuldeingeständnis.

Du weißt, dass ich es war.

»Ich denke, ich werde nach Hause gehen.« Jamal trinkt den letzten Schluck seines Zuckergetränks und erhebt sich.
»Was ist mit dir?«

»Tja, wenn man schon mal an einem Freitag blaumachen

kann.« Ich merke selbst, dass mein Witz unangebracht ist, doch da habe ich ihn schon ausgesprochen.

Jamal greift seinen Rucksack, verstaut die leere Dose in der Seitentasche und schwingt ihn sich über die Schulter. »Wir sehen uns morgen?«

»Ja.« Die Samstage verbringen wir üblicherweise vor seiner Konsole. Virtuelles Blut lässt ihn absurderweise nicht ohnmächtig werden. »Bis dann.«

Jamal verschwindet zwischen anderen Schülern, die sich auf den Weg nach draußen begeben. Ich schlendere zur Tür der Aula und werfe einen kurzen Blick in die Richtung, in der Avery zuvor gesessen hat. Doch sie ist nicht mehr da.

Mit einem Seufzen mache ich mich auf den Weg zum Ausgang, begegne dabei sowohl weinenden Gesichtern als auch solchen, die vergessen haben, dass sie den unterrichtsfreien Tag nur erhalten haben, weil es ab heute eine Schülerin weniger an der Harborview High gibt. Ich biege auf den Gang zur Ausgangstür ein, als ich einen dunkelhaarigen Hinterkopf entdecke. Avery steht an ein Schließfach gelehnt. Ihr Rucksack baumelt an der Schulter herab, und sie hat die Hand auf den Oberarm des blonden Mädchens gelegt. Ich glaube, ihr Name lautet Micah. Wir hatten letztes Jahr einen Mathekurs zusammen. Der für diejenigen, die Algebra nach der dritten Unterrichtseinheit nicht begriffen haben.

Micahs Gesicht ist fleckig von der verlaufenen Mascara. »Ich war immer so furchtbar zu ihr. Hätte ich gewusst, dass unsere Zeit so begrenzt ist ...« Sie schluckt die Beschreibung hinunter und schluchzt laut auf. »Avery, ich hätte so vieles anders gemacht.«

»Ich weiß«, höre ich Avery erwidern. Mit der Hand streicht sie den Arm des Mädchens auf und ab. »Damit hat niemand von uns rechnen können. Gib dir nicht die Schuld.«

Micah fährt sich mit dem Handrücken über die Wangen. »Ich werde nach Hause fahren, ja? Mom und Brandon haben es sicher schon erfahren. Gott, ich will gar nicht wissen, wie es Tante Stacy geht.«

»Okay, drück sie von mir. Und ruf mich an, wenn du reden willst.«

Micah nickt schnell, bevor sie ihre Freundin in eine letzte Umarmung zieht und dann kehrtmacht.

Avery bleibt auf der Stelle stehen und sieht ihr hinterher, bis sie durch die quietschende Holztür verschwunden ist. Dann drückt sie die Stirn gegen ihr Schließfach. Ihre Lippen bewegen sich, als würde sie sich selbst etwas zuflüstern, doch die Worte kommen nicht bei mir an.

Sie verharrt in dieser Position für wenige Momente, bis sie loszieht und das Schulgebäude verlässt.

Sofort setze ich mich in Bewegung. Sie läuft die Treppe hinunter, als wäre sie auf der Flucht, und nimmt dann die Straße, die auf direktem Weg zum Hafen führt. Richtung Leuchtturm.

Ich sehe mich nach ihren Freunden um, doch von den Leuten, die sich draußen einen Ort zum Verarbeiten des Ereignisses gesucht haben, sehe ich niemanden, der zu ihrer Clique gehört. Also folge ich ihr. In sicherem Abstand, aber nah genug, um sie im Blick zu behalten.

Schon aus der Ferne sehe ich die Polizeiautos, die den Weg bis zum Leuchtturm absperren. Menschen verteilen sich am Hafen, blicken auf den Ort des Geschehens, als gäbe es dort die Antworten, auf die sie alle hoffen. Avery mischt sich unter sie, so weit das Absperrband sie kommen lässt.

Ein Team der Spurensicherung schreitet über die wuchtigen Steine um den Leuchtturm herum, einige mit Sicherungsutensilien in der Hand, andere mit Kameras. Die Vorstellung, dass letzte Nacht nur wenige Schritte von hier ein junger Mensch zu Tode gekommen ist, lässt meine Beine weich werden. Wie es ihrer Familie wohl geht? Wann hat sie davon erfahren?

Die Erinnerung an den Tag, als sich mein Vater an mein Krankenhausbett gesetzt und mir gesagt hatte, dass Mom den Unfall nicht überlebt hatte, ist bloß verschwommen. Dafür war meine Kopfverletzung zu schwer. Aber es muss mich – den Beruhigungsmitteln nach zu urteilen, die sie mir von

dort an zu meinen anderen Medikamenten gereicht haben – zerstört haben. Wenn ich darüber nachdenke, bin ich froh, dass Eli zu jung war, um überhaupt eine Erinnerung an unsere Mutter zu haben. Er kann niemanden vermissen, den er nie gekannt hat.

Meine Gedanken halten mich so gefangen, dass ich gar nicht mitbekomme, dass sich Avery von dem Anblick des Ermittlungsteams gelöst und zu mir umgedreht hat. Jetzt starrt sie mich direkt an, mit den Kiefern mahlend, als wüsste sie genau, warum ich hier bin. Wir liefern uns ein stilles Blickduell, bis sie sich urplötzlich wieder in Bewegung setzt und schnellen Schrittes an mir vorbeischiebt.

Keine Ahnung, ob es eine Aufforderung ist, ihr zu folgen, doch ich tue es so oder so. Sie geht an der Promenade entlang, wo die angelegten Boote mit dem Wellengang schaukeln. Dann betritt sie den Pier, der an sonnigen Tagen von Touristen und Anwohnern als Aussichtsplattform genutzt wird. Heute besteht der Himmel aus einer einzigen grauen Wolkendecke, und niemand außer uns ist vor Ort, um die Sicht auf den Atlantischen Ozean zu genießen. Aber dafür sind wir nicht hergekommen.

Kurz vor Ende des Stegs bleibt Avery stehen, ohne sich umzudrehen. Sie muss gespürt haben, dass ich ihr folge, denn sie hat den Kopf kein einziges Mal in meine Richtung gewendet. Und doch wartet sie. Wartet, bis ich direkt hinter ihr stehe und unserer stillen Konfrontation ein Ende setze. »Wusstest du, dass es ein übliches Phänomen ist, dass Täter an den Tatort zurückkehren?«

Sie hat mir noch immer den Rücken zugekehrt, doch ich sehe genau, wie sie die Hände zu Fäusten ballt. »Was willst du von mir, Ryle?«

»Im Grunde genommen nicht viel.« Ich zucke die Schultern, was sie natürlich nicht sieht. »Für den Anfang reicht mir deine Meinung zu etwas, das mir passiert ist.« Ich trete an sie heran, bis ich direkt neben ihr stehe und mit ihr gemeinsam in die Weiten des Ozeans sehe. »Letzte Woche kam ein Mädchen zu mir und hat mich darum gebeten, ihr eine

Waffe zu besorgen. Nun wurde die Leiche ihrer Erzfeindin gefunden. Mit einer Schussverletzung.«

»Sheila war nicht meine Erzfeindin«, faucht sie. Ihr Gesicht verzieht sich vor Ärger. »Sie war vielleicht nicht meine Freundin, aber sie war auch nicht meine Feindin.«

»Wie auch immer«, erwidere ich gelangweilt. »Was, meinst du, geht jetzt in meinem Kopf vor?«

Ich sehe zu ihr herunter. Ihre dunklen Haare werden vom Wind zerzaust, der hier draußen stärker weht als am Hafen. Sie schlingt die Arme um ihren Oberkörper, was ich als Zeichen deute, dass sie friert. Kein Wunder – schließlich trägt sie über ihrem schwarzen Kleid nicht mehr als einen dünnen Trenchcoat.

Sie hat Schwarz gewählt. Die Farbe der Trauer.

Hat sie gewusst, dass es für den heutigen Tag angemessen sein wird?

»Was würdest du an meiner Stelle tun? Etwa darüber schweigen?«, hake ich weiter nach, als sie nicht antwortet. »Sicher nicht.«

Jetzt dreht sie sich ruckartig zu mir um, Zorn glänzt in ihren Augen. »Das wagst du nicht!«

»Wovon sprichst du? Der Justiz dabei zu helfen, die Wahrheit aufzudecken?«

Eine steile Falte bildet sich zwischen ihren Brauen. »Die Wahrheit? Denkst du ernsthaft, ich habe Sheila Parker kaltblütig erschossen? Aus welchem Grund? Um Jahrgangsbeste zu bleiben?« Sie schnaubt aufgebracht. »Glaubst du wirklich, es ist eine Erleichterung für mich, dass sie nicht mehr da ist?« Ein feuchter Schleier sammelt sich in ihren dunklen Augen, und sie wendet den Blick ab, starrt stattdessen auf ihre Schuhe.

»Ich kenne dich nicht«, beginne ich. »Ich weiß nicht, wie du tickst. Aber die Zeichen stehen nicht sonderlich für deine Unschuld.«

Verstohlen wischt sie sich eine Träne von der Wange. »Also wirst du zur Polizei gehen und wegen einer blöden Vermutung mein Leben ruinieren?«

»Wenn du nichts zu verbergen hast, brauchst du ...«

»Denkst du, ich werde nach Yale gehen dürfen, wenn ich mal Verdächtige in einem Mordfall war?«, unterbricht sie mich aufgewühlt, die Wangen gerötet. »Selbst wenn sie feststellen, dass ich nichts damit zu tun habe – und das würden sie. Mein Lebenslauf wäre zerrüttet.«

»Na gut, okay, was erwartest du dann von mir? Soll ich dich decken?«

»Decken?«, wiederholt sie mit einem freudlosen Lachen. »Wobei denn? Ich habe nichts damit zu tun! Das Ganze ist ein verdammt Zufall.«

»Dann sag mir doch, wofür du die Waffe benötigst hast.«

Sie schließt die Augen, als würde sie einen inneren Konflikt mit sich austragen, zu dem ich keinen Zutritt habe. Dann öffnet sie sie wieder und sieht geradewegs an mir vorbei. Klarer könnte ihre Reaktion nicht sein.

Sie wird mir meine Frage nicht beantworten. Ist es das Schuldeingeständnis, nach dem ich suche? Oder ist das, was sie verbirgt, in ihren Augen schlimmer als ein Mord?

»Was, wenn ich dir beweise, dass ich unschuldig bin?«

Ich hebe die Augenbrauen. »Mir beweisen? Wie willst du das anstellen?«

»Lass das meine Sorge sein.« Der für sie typische entschlossene Ausdruck kehrt zurück. Als hätte sie die Maske gerade gerückt, damit ich bloß nicht zu lange zu sehen bekomme, was sich dahinter verbirgt. »Gib mir ein paar Tage. Höchstens eine Woche.«

Begleitet von den Schreien der Möwen über unseren Köpfen tauche ich in Gedanken ab. Ich habe in meinem Leben wenige Chancen erhalten, mich zu erklären. Als sie mich damals in dem Haus der Familie Rodriguez erwischte haben, hat es niemanden interessiert, dass ich bloß nach Medizin für meinen kranken Bruder gesucht habe.

Aber will ich genauso sein wie diese Menschen? Sie verurteilen, ohne ihr die Möglichkeit zu geben, sich zu erklären?

»Gut, ich gebe dir eine Woche Zeit. Dann gehe ich zur Polizei.«